

Leipziger Volkszeitung

Organ für die Interessen des gesamten werktätigen Volkes.

Abonnementpreis pro Monat inkl. Bringerlohn 70 Pfg., bei Selbstabholung 60 Pfg.; mit der illustrierten Wochenbeilage „Neue Welt“ inkl. Bringerlohn 85 Pfg., bei Selbstabholung 70 Pfg. — Durch die Post bezogen (Postzeitungsliste Nr. 4568) vierteljährlich 2,10 Mk., für 2 Monate 1,40 Mk., für 1 Monat 70 Pfg. exkl. Postgebühren.

Chefredaktion:
Dr. Bruno Schoenlauf.

Anserte werden die halbpaltene Zeitungsblätter oder deren Raum mit 25 Pfg., für Gewerkschaften, politische und gemeinnützige Vereine mit 20 Pfg. berechnet. Schwere Artikel nach höherem Tarif. Der Betrag ist im Voraus zu bezahlen. — Schluß der Annahme von Inseraten für die nächste Nummer früh 9 Uhr. — Abgegebenen Inserate können nicht wieder zurückgezogen werden.

Die Leipziger Volkszeitung erscheint täglich mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage. — Verlag und Expedition: Tauhaer Straße 19/21. Geschäftszeit 8—12 und 2—7 Uhr, Sonn- und Feiertags geschlossen. Redaktion: Tauhaer Straße 19/21. Sprechstunde 4—7 Uhr, Sonn- und Feiertags geschlossen. — Telefon: Nr. 2721. Telegrammadresse: Volkszeitung Leipzig.

Die Kriegführung in China.

Leipzig, 9. November.

3 Von den Journalisten, die die europäischen Truppen in China begleiten, erfährt man verhältnismäßig wenig Näheres über die Kämpfe, die sich dort abspielen. Das kommt wohl daher, daß die Berichterstatter gezwungen sind, sich mit ihren Urteilen sehr zurückzuhalten, weil sie sonst Gefahr laufen, von den Truppenführern vom Kriegsschauplatz weggeführt zu werden. Diese können keine Kritik vertragen. Bezeichnenderweise ist auch den deutschen Freiwilligen in China verboten worden, in den Briefen an ihre Angehörigen und Fremde Mitteilungen über die militärischen Vorgänge in dem chinesischen Feldzuge zu machen. Diese superfluge Maßregel ist natürlich ganz wirkungslos geblieben; die Soldaten haben es sich nicht nehmen lassen, in den Briefen ihre Eindrücke wiederzugeben, und selbstverständlich verschwiegen sie nicht gerade das, was am meisten Eindruck auf sie gemacht hat. Fast in allen Briefen finden sich Schilderungen schauerhafter Missetaten und es muß unseren Soldaten nachgerühmt werden, daß nur die wenigsten ein Vergnügen an den Menschenjagden und Menschenerschlagereien der Art empfinden, wie sie zur Zeit in China vorkommen. Die Veröffentlichung der Soldatenbriefe hat aber auch erreicht, daß eine Anzahl solcher Blätter, die sich erst in eine tolle Wut gegen die Chinesen hineingesteigert hatten, nunmehr die Dinge kühler und nüchterner anzusehen beginnen. So ruft der hannoversche Kurier, ein Hauptorgan der national-liberalen Partei, entriistet aus, die Notwendigkeit, daß eine offizielle Aufklärung über die Art und Weise der Kriegführung in Ostasien erfolge, werde immer dringender. Jawohl, offizielle Aufklärung!

Das national-liberale Blatt hat zwei Soldatenbriefe mit grauenregenden Details über Massenmordtaten veröffentlicht. In einem der Briefe heißt es: „Wir haben Leute unter uns, die schon zehn Chinesen erschossen haben.“ — Der hannoversche Kurier hat doch an die Authentizität der Soldatenbriefe geglaubt, sonst würde er sie nicht veröffentlicht haben. „Aufklärung“ ist nicht das richtige Verlangen. Aufklärung bedarf man vielleicht gegenüber den Beschuldigungen, die von englischen Berichterstattern gegen die deutsche Kriegführung erhoben werden, und die dahin gehen, daß auch harmlose, auf den Feldern arbeitende Kultivator erschossen worden seien. Ueberhaupt überhäufen sich die Verbündeten gegenseitig mit Vorwürfen, und wenn dabei betont wird, daß Engländer und Russen beim Plündern am eifrigsten seien, so zweifeln wir daran keinen Augenblick. Eine nachträgliche „offizielle Aufklärung“ kann das „Gemorde und Geschlachte“, von dem ein Soldat in

seinem Briefe gesprochen, nicht mehr ungeschehen machen. Da es aber gerade national-liberale Blätter sind, die endlich Einsprüche erheben, so erinnern wir daran, daß eine solche Aufklärung nur im Reichstage zu erlangen ist. Hätte man den Reichstag beizeiten einberufen, so wäre dort zu Anfang des Feldzuges gegen eine solche Art der Kriegführung protestiert und möglicherweise manchem, was inzwischen geschehen, vorgebeugt worden.

Wenn aber die Verzögerung der Einberufung des Reichstags dadurch bewirkt worden ist, daß die Regierung mit verschiedenen Parteien sich darüber verständigt hat, so ist die national-liberale Partei ganz sicher bei dieser „Verständigung“ beteiligt gewesen. Es ist nicht das erste Mal, daß die National-liberalen genötigt sind, hinterher über ihre eigene Ungeschicklichkeit, um nicht zu sagen Thorheit, sich zu beschweren. Wir sind auch überzeugt, daß ihre Vertretung im Reichstage, wenn die offizielle Aufklärung verlangt wird, es an Leisterei nicht fehlen läßt.

Aber die bürgerliche Presse wird auch von einer anderen Schuld nicht freizusprechen sein.

Seit Monaten ist bei uns die tollste Massenhetze betrieben worden, die seit Menschengedenken vorgekommen ist. Nur die sozialdemokratische und die demokratische oder „entschieden liberale“ Presse hat nicht in das große Horn geblasen; fast alle anderen Blätter aber und, wie immer in solchen Dingen, die national-liberalen voran, haben eine Chinesenfresserei betrieben, die in jedem billig denkenden und noch menschlich fühlenden Leser den tiefsten Ekel hervorzurufen mußte. Man mußte manchmal wirklich glauben, man habe es mit Tollhäuslern zu thun.

Geradezu absehnlich gebärdete sich auch manchmal die Philister-Vestie am Viertisch; dort verlangte man, die europäischen Truppen sollten alles, was ihnen begegnete, ohne Unterschied des Alters und Geschlechts, niedermachen und alle Wohnstätten niederbrennen. Sind denn, muß man endlich fragen, die Chinesen keine Menschen?

Allerdings läuft man Gefahr, wenn man nur die einfachsten Gründe der Billigkeit und Menschlichkeit geltend machen will, von den „nationalen“ Fanatikern als „deutscher Boyer“ und dergleichen angepöbeln zu werden. Sei's drum! Es wird gewiß in Deutschland niemand geben, der auch nur im entferntesten daran denken könnte, die furchtbaren Greuelthaten der Chinesen zu rechtfertigen. Wir begreifen, daß Genugthuung dafür verlangt wird. Bei der Beurteilung dieser Dinge darf aber nicht vergessen werden, daß die Chinesen aufs äußerste provoziert worden sind. Lange genug haben sie die Annahmungen, Intriguen und Wählerleien der Missionare ertragen, deren Gebaren dazu führte, so viel Groll und Haß zu erregen, daß es

endlich zu furchtbaren Ausbrüchen des geradezu künstlich gesteigerten Mordbedürftes und zu jenen Grausamkeiten kam, die nur der Orient kennt. Die harten Strafen, die im Süden Chinas über die Boyer und ihren Anhang verhängt wurden, hatten dann die eingeborenen Christen im Innern und in den entfernten Provinzen hundertfach zu büßen. Die Enthüllungen des ehemaligen Gesandten Herrn von Brandt haben das provozierende Vorgehen der Europäer scharf beleuchtet. Auch der Angriff der Chinesen auf die Gesandtschaften in Peking erscheint in einem neuen Lichte, wenn sich bestätigt, was inzwischen bekannt geworden, daß auch die Schutztruppen der Gesandten sehr provozierend vorgegangen sind und vor dem eigentlichen Angriff der Chinesen auf diese geschossen haben; auch wurde dabei mitgeteilt, die Schutztruppen hätten vor dem Angriff auf Boyer geschossen, die nur exerziert hätten. Gewiß ist die Ermordung des Gesandten von Ketteler eine ungeheuerliche Verletzung des Völkerrechts gewesen. Aber wenn immer betont wird, Herr von Ketteler sei in Peking „sehr beliebt“ gewesen, so muß sich diese Beliebtheit auf gewisse Kreise beschränkt haben. Wir wollen nicht schon als feststehend annehmen, was über das Benehmen des Herrn von Ketteler gegenüber den Chinesen im allgemeinen berichtet worden ist; man muß erst abwarten, bis ganz authentische Berichte vorliegen. Aber es scheint sich herausstellen zu wollen, daß Herr von Ketteler den Chinesen gegenüber dieselbe Geringschätzung an den Tag gelegt hat, wie die anderen Europäer.

Wer weiß, wo die eigentlichen Anstifter und Ueberheber der Bewegung gegen die Fremden in China zu suchen sind! Vielleicht sind sie gar keine Chinesen. Ob es zu einer Bestrafung des rohen Prinzen Tuan, des ebenso rohen chinesischen Generals Lungjuchiang und deren Spießgesellen kommen wird, wissen wir nicht; auch die Kaiserin wird wohl frei ausgehen. Aber selbst wenn diese Personen der ihnen zugeordneten Strafe entgehen, so ist kein Grund vorhanden, gegen die Bevölkerung, namentlich gegen die am Kampfe unbeteiligten, so hart wie bisher zu verfahren. Das massenhafte Erschießen von Gefangenen können wir um so weniger billigen, als die Chinesen bei Gelegenheit an unseren Soldaten oder an anderen europäischen Gefangenen dafür Missetaten üben werden.

Wir wagen es, trotz aller Widersacher, hier den Ruf nach Menschlichkeit zu erheben. Dieser Ruf wird auch im Reichstage ertönen und in der Bevölkerung zweifelsohne ein mächtiges Echo finden.

Das Offizierskafino als Ober-Dummrath.

J. S. Angesichts des häßlichen demagogischen Treibens, das in Heftartikeln der radikalen Presse und in aufreizenden Volksversamm-

Seuilleton.

34] Nachdruck verboten.

Rot und Schwarz.

Von Stendhal (Henri Beyle).

„Ah!“ sagte Herr von Renal, indem er seine Augenbrauen übermäßig hoch zog. „Hat Ihnen Sultan das gesagt?“

„Nein, das eben nicht; er hat mir immer von seiner Neigung, die ihn zu dem heiligen Priesterstande treibt, gesprochen; aber glauben Sie mir, die Hauptneigung bei solchen kleinen Leuten ist das tägliche Brot. Er hat auch allerdings durchblicken lassen, daß er um diese geheimen Besuche weh.“

„Und ich, ich wußte nichts davon!“ rief in neu ausbrechender Wut Herr von Renal. „Es geschehen Dinge in meinem Hause, von denen ich nichts erfahre. Wie, es gab also etwas zwischen Elisa und Valenod?“

„Oh! das ist eine alte Geschichte, mein lieber Freund,“ sagte Frau von Renal lachend, „und vielleicht ist er gar nicht schlecht dabei gefahren. Es war in jener Zeit, als Ihr guter Freund Valenod gar nicht böse über das gewesen wäre, was man sich in Verrieres dachte, daß sich zwischen ihm und mir eine kleine, ganz platonische Liebe entsponnen hätte.“

„Ich habe diesen Gedanken schon einmal gehabt,“ rief Herr von Renal, sich wütend an den Kopf schlagend, daß er von Entdeckung zu Entdeckung schritt, „und Sie haben mir nichts davon gesagt?“

„Soll man zwei Freunde, um einer kleinen Anwandlung

von Eitelkeit unseres lieben Direktors wegen verfeinden? Wo ist die Frau in der Gesellschaft, an die er nicht einige äußerst geistreiche und sogar ein wenig galante Briefe geschrieben hat?“

„Er hätte Ihnen geschrieben?“

„Er schreibt viel.“

„Zeigen Sie mir diese Briefe augenblicklich, ich befehle es,“ und Herr von Renal richtete sich in seiner ganzen Größe auf.

„Ich werde mich wohl hüten,“ antwortete sie ihm mit einer Sanftmut, die beinahe nachlässig klang, „ich werde sie Ihnen einmal zeigen, wenn Sie vernünftiger sein werden.“

„Sofort zeigen Sie mir die Briefe, zum Teufel!“ rief Herr von Renal, außer sich vor Zorn, und dabei doch viel glücklicher als er es seit zwölf Stunden gewesen war.

„Schwören Sie mir,“ sagte Frau von Renal ganz ernsthaft, „niemals mit dem Depotdirektor wegen dieser Briefe Streit anzufangen.“

„Streit oder nicht, ich kann ihm die Leitung des Findexanderhauses entziehen; aber,“ fuhr er wütend fort, „ich will diese Briefe augenblicklich; wo sind sie?“

„In einer Schublade meines Schreibtisches, aber ich werde Ihnen ganz gewiß den Schlüssel nicht geben.“

„So werde ich ihn aufzubrechen verstehen,“ schrie er, indem er nach dem Zimmer seiner Frau lief.

Und in der That erbrach er mit einer Eisenstange den hölzernen Schreibtisch von gemasertem Mahagoni, ein Bruchstück aus Paris, das er oft mit dem Rockzipfel abgewischt hatte, wenn er einen Flecken darauf zu sehen glaubte.

Frau von Renal floß unterdessen die einhundertundzwanzig Stufen zu dem Taubenhaus hinauf und knüpfte ein weißes Taschentuch an einen der Gitterstäbe des kleinen Fensters. Sie war die glücklichste der Frauen. Mit

Tränen in den Augen schaute sie nach den großen Wäldern des Gebirges. Ohne Zweifel, sagte sie sich, steht jetzt Sultan unter einer dieser dichtbelaubten alten Buchen und erspäht dieses glückliche Signal. Lange lauschte sie hinaus, dann verwünschte sie das eintönige Zirpen der Grillen. Ohne diesen störenden Lärm hätte von dem hohen Felsen ein Freudensturm bis zu ihr dringen können. Ihr gieriger Blick verschlang diesen riesigen Abhang mit seiner dunkelgrünen Wipfelpracht, der einer Wiese glich. Warum denkt er nun nicht daran, sagte sie, ganz in Zärtlichkeit zerfließend, irgend ein Signal zu erfinden, um mir zu sagen, daß sein Glück dem meinen gleicht? Sie fleg erst wieder herab, als sie fürchtete, daß ihr Gatte sie dort oben suchen könnte.

Sie fand ihn rasend. Er durchslog die geistlosen Redensarten des Herrn Valenod, die wenig dazu taugten, mit solcher Erregung gelesen zu werden.

Sie bemühte einen Augenblick, wo eine Pause in den Wutausbrüchen ihres Mannes ihr Zeit ließ, zu Worte zu kommen und sagte: „Ich komme immer wieder auf meine Idee zurück. Es ist angebracht, daß Sultan eine Reise macht. Mag er auch ein Talent fürs Lateinische besitzen, so ist er nach allem nur ein sehr plumper und taktloser Bauer; jeden Tag glaubt er seine Höflichkeit dadurch zu beweisen, daß er übertriebene und von schlechtem Geschmack zeugende Komplimente an mich richtet, die er aus irgend einem Roman anscheinend gelernt hat.“

„Er liest nie welche, ich habe mich darüber vergewissert,“ rief Herr von Renal. „Glauben Sie, ich sei ein blinder Hansherr, der nicht weiß, was bei ihm vorgeht?“

„Nun! wenn er diese albernen Komplimente nirgends gelesen hat, dann erfindet er sie, und das ist dann noch um so schlimmer für ihn. Er wird in diesem Tone auch von mir in Verrieres gesprochen haben . . . und, ohne so